

Steffen Köhler

Kometennacht – Kafka liest Chesterton

Steffen Köhler

Kometennacht

Kafka liest Chesterton

J.H. Röhl


Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 Verlag J.H. Röhl GmbH, Dettelbach
Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigungen aller Art, auch auszugsweise, bedürfen der Zustimmung des Verlages.
Gedruckt auf chlorfreiem, alterungsbeständigem Papier.
Gesamtherstellung: Verlag J.H. Röhl GmbH

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89754-589-2

„Diese anvisierte katholische Eleganz von Chesterton, die mir dann zeitweise sehr verdächtig wurde, die ich heute wieder ganz lebenswürdig finde, wenn ich sie historisch sehe – den haben wir 1937/38 verschlungen.“

(Heinrich Böll 1971)

Inhalt

Vorwort	9
Einführung	13

SYSTEMATISCHER TEIL

ENTSPRECHUNG

Im Bannkreis der Jahrhundertwende.

<i>Heretics</i> (1905) und <i>Orthodoxy</i> (1908)	29
--	----

Apoll oder Dionysos – Spaß oder Ernst – Auf den Kopf gestellt
– Das romantische Ich – Der Sprung in den Glauben – Natur als
Übernatur – Fröhliche Erbsünde – Das Kreuz als bloßes Symbol
– Anarchie als Ordnung – Gott versucht Gott

Nach dem Großen Krieg.

<i>St. Francis of Assisi</i> (1923) und <i>The everlasting man</i> (1923).	67
--	----

Erbsünde als gute Botschaft – Der und das Einzelne – Das Amt
– Todessehnsucht – Rechtfertigung durch Sünde – Mythos und
Logos – Kirche und Evangelium – Trinität als Familie – Die
Wende: „St. Thomas Aquinas“ – Abgrenzung vom Hegelschen
Paradox.

Der Unschuldige im Verbrecher.

<i>The innocence of Father Brown</i> (1911)	107
---	-----

Der Rollentausch – Fliegende Köpfe – Reinheit – Sein und
Schein – Die Türhüter – Der fehlende Gottesname – Dialektik
des Verstehens – Amerikanische Aufzüge

HISTORISCHER TEIL EINFLUSS

Franz Blei als Vermittler. 131

Der Hinweis von Janouch – Kafkas Bibliothek – Kometennacht
– Bleis Kulturkatholizismus

Die Essays und der Roman

The man who was Thursday (1908) 141

„Ich verurteile Sie hiermit zum Tode.“ – „Sie sind engagiert.“ –
Exkurs: „Die Statue der heiligen Ludmilla“ – „Mit dem Schiff“
– „Ich habe über Dickens gelesen“ – „Voller Tätigkeit und ner-
vöser Anstrengung“ – „Ein Artikel über die letzte amerikanische
Präsidentchaftswahl“ – „Blasmusik machen“ – „Der Mann der
Donnerstag war“ – „Gesetz ist keines“ – „Ankommen“ – „Er aß für
Zwanzig“ – „Der Rücken der Welt – „Vor der Versammlung“ – „...
mit all der großen unbewussten Würde eines Mädchens“ – „Die
Romantik der Orthodoxie“ – „Das Paradox“ – Zusammenschau

Kometennacht 193

Übersichten

Die Schlusspassage von „Das Urteil“ und ihre Vorlage 145

Erlösungs- und Bekenntnistod im Werke Kafkas. 148

Die Eingangspassagen der „Orthodoxie“ und des „Verschollenen“ 153

Raumgestaltung. 170

Frühstücksszenen 174

Kafkas Opfertheologie des SCHMR 183

Die Zentralkapitel der „Orthodoxie“ und des „Prozess“ 185

Kapitelsynopse „Heretiker“ und der „Der Verschollene“ 191

Kapitelsynopse „Orthodoxie“ und „Der Prozess“ 192

Vorwort

Vorliegende Studie konzentrierte sich zunächst ausschließlich auf Chesterton. Doch je länger seine Gedankengänge und -sprünge erwogen und je länger seine Bildlichkeit vor dem geistigen Auge betrachtet wurden, desto stärker schien ein anderer Text eines anderen Autos durch wie ein Palimpsest. Es gibt *Entsprechungen* zwischen Chesterton und Kafka. Nicht dass jener hätte von diesem inspiriert sein können – seine Werke lagen in der entscheidenden Phase nur in Bruchteilen auf Englisch, geschweige denn Deutsch vor. Es stellte sich vielmehr die Frage nach einem gegenläufigen *Einfluss*.

Es ist davon auszugehen, dass Kafka um die deutschen Übersetzungen von Chestertons *Orthodoxy* sowie von *The man who was Thursday* wusste, zumal sie 1909 bzw. 1910 in Kafkas Münchner Verlag (Hyperion: Hans von Weber) erschienen und von seinem Förderer Franz Blei mitverantwortet bzw. mitübersetzt wurden. Blei schrieb auch 1912 das Vorwort für die deutschen *Heretics*. Kafka kannte vermutlich nicht den ersten Band der Brown-Stories, der zwar erst 1920 auf Deutsch erschien, jedoch bereits in Deutschland 1911 bei Bernhard Tauchnitz (Leipzig), allerdings noch auf Englisch verlegt wurden. Die Story *The invisible man* (aus dem Jahre 1908) ist es dann auch, die wie eine verblüffende Vorlage für *Vor dem Gesetz* sowie *Ein Brudermord* (beide im Erzählungsband *Ein Landarzt* veröffentlicht) erscheint. Die Bildlichkeit bei Chesterton ist so eindringlich, das Türhüter- und Brudermordmotiv sind bei ihm so ineinander verschlungen, dass man den Eindruck gewinnt, Kafka hätte einen Doppelstrang, der in der englischen Kriminalgeschichte verwoben ist, entwirrt. Blickt man auf den hebräischen *Schmar*-Komplex, so wird diese Analyse auch von dieser Seite her inhaltlich gestützt: Der Brudermörder mit dem Namen „Schmar“ (hebr. „Hüter“, „Wächter“) lässt Rollenspiele auch in anderer Prosa zu.

Man kann eine Beeinflussung kaum nachweisen, historisch wahrscheinlich ist unter bestimmten Prämissen vielleicht eher das Gegenteil. Es ist jedoch die Bildersprache *dieser* Erzählung, die aus der vorliegenden Studie, die mit Chesterton beginnt, eine über Kafka hat werden lassen, nämlich die einer *rückwärtigen Lektüre*, eines Gegenlesens. (Und dann auch noch der *Schlusssatz* der so verschiedenen und doch ähnlichen Brudermord-Geschichten: Hier der Pater, der den Mörder abführt, dort der Schutzmann, der ein gleiches tut!)

Vorliegende Schrift legt schwerpunktmäßig den in Deutschland der Vorkriegs- und Kriegszeit erschienenen Chesterton, gewissermaßen den „deutschen Chesterton“ jener Anfangsjahre von Kafkas Schreiben unter die Kafkatexte des gesamten zweiten und frühen dritten Jahrzehnts. Rezeptionsvorgänge haben Reichweiten, Bilder¹ entwickeln Eigendynamiken, die geistige Verarbeitung von Sätzen und Motiven ist ein Vorgang, dem verschlungene Wege zugetraut werden dürfen. Der *hypothetische* Charakter von Forschung überhaupt wird *systematisch* ins Spiel zu bringen sein – improvisierende Ausbalancierungen, tastendes Vorwärtsarbeiten, Peilen „über den Daumen“: Kann man das annehmen, ist das noch haltbar. Es gibt zwar jene Zufälle, die man nur kopfschüttelnd quittieren kann. Es gibt jedoch zugleich in den historischen Forschungen real existierende Löcher, Kuriosa und Schräglagen, die alles ins Schwimmen bringen, Einzelfunde können immer wieder Neujustierungen erzwingen. Die Neutestamentler denken mit Unbehagen an die *minor agreements* von Autoren, die sich, wenn die eingängige und herrschende Theorie der „zwei Quellen“ wirklich Geltung haben sollte, nicht kennen dürfen; sie erinnern sich zugleich an Überschneidungen, die es nicht geben könne, nicht geben dürfe; und doch gibt es sie. Sie, die Realien gefährden das große Abstraktum, sie sägen am Stuhlbein der Theorie.

Letztlich weiß niemand mit Sicherheit, ob und wie Kafka Chesterton tatsächlich rezipierte. Was heißt überhaupt „rezipierte“? Rezeptionsvor-

¹ Elmar Schenkel weist in seinem Nachwort zu *Der Mann der zuviel wusste* darauf hin, dass es die Bildlichkeit sei, die die Autoren Chesterton und Kafka miteinander verbinde (Zürich 2011, 345) – womit er sich als einen *Chestertonian* bekannt hätte, der das Janouch-Zitat des Kafkalobes großzügig für historisch nimmt.

gänge sind nicht immer klar messbar: Man hört ein Wort, einen Satz, einen Gedanken, der an anderer Stelle unvermittelt hervortritt, dem Autor vielleicht sogar noch in seiner Herkünftigkeit mehr oder weniger deutlich bewusst, jedoch nicht mehr dem Leser des Geschriebenen. Solche Prozesse geschehen auch über längere Wegstrecken, wenn vormalig Vernommenes wieder an den Tag tritt. Man wird vermutlich nicht an der Grundannahme *irgendeiner* Rezeption vorbeikommen, schon allein wegen des Hinweises von Janouch (dessen Glaubwürdigkeit einigermaßen gesichert sein dürfte): Hat Franz Blei in der von Kafka erwähnten Kometennacht im Mai 1910 über seine *aktuelle* Übersetzertätigkeit geplaudert, gar Sätze aus dem Kopf im Ernst oder zum Gaudium zitiert? (Worüber sprechen Literaten, wenn sie, Stach dixit, sich über Literatur unterhalten, wenn nicht *auch* über ihre eigenen, laufenden Projekte?) Das Ganze behält einen Phantomcharakter, dem man sich nur durch Beschreibung und Skizzierung annähern kann, ja muss. Letztlich ist es ab einem gewissen Punkt auch das *persönliche* Ermessen bzw. der persönliche Stil, der bestimmte Wahrscheinlichkeiten für Realitäten nimmt. Vielleicht ist es auch eine Frage des Alters und der Lebenserfahrung, die zum Schluss kommt: Das Verrückte ist das Wirkliche, das Unwahrscheinliche ist das, was dann doch eintritt. Dass Kafkas Manuskripte in weiten Teilen überhaupt überliefert sind (allerdings in ungeahnter Weise auch wieder *nicht*), ist bereits das Unwahrscheinliche. In diesem Sinne bekennt sich der Autor der vorliegenden Studie als für voreingenommen, wenn er in Kafka einen *Chestertonian juxta modum* sieht.

Chesterton wird (im englischen Original) nach den *Collected Works* (San Francisco 1986ff) zitiert, deutsch nach den jeweiligen Erstausgaben und Kafka nach der Kritischen Ausgabe (Frankfurt / Main 1982ff) mit den entsprechenden Siglen. Meine Studie *Kafkas Sterbestunde* aus dem Jahr 2001 erwies sich auch nach zwei Dekaden noch als brauchbar und bildet immer wieder den Bezugsrahmen.

S.K.

Einführung

Dass Kafka Chesterton irgendwie rezipiert hat, darf aufgrund des Janouch-Zitates zumindest hypothetisch angenommen werden. Fast jede Chesterton-Ausgabe wird mit dem Kafka-Wort² beworben, jedoch kein Kafkabuch mit Chesterton. In der Zunft der Kafkaforscher ist der Namen Chesterton ohne Bedeutung: Die gut zweitausend Seiten starke Kafka-Biographie Reiner Stachs kann exemplarisch für andere, letztlich für alle³ gelten. Dieses Kuriosum liegt begründet in einem noch tieferen, weitreichenderen Phänomen, das die Geistesgeschichte in Deutschland selber betrifft: Sie ist *zersplittert in Einzelabteilungen*, die voneinander nicht bzw. nichts wissen. Der Germanist grenzt sich wie selbstverständlich vom Judaisten ab – und vermag über den Juden Kafka wenig Sinnvolles sagen. Der Judaist grenzt sich vom Germanisten ab – und hat zur Sprache Kafkas nichts zu sagen. Nur so ist es zu erklären, dass ausgewiesene Fachleute der Zunft am Berg Chesterton einmütig vorbeigehen⁴ – er wäre *ein Fall für die Anglisten*, oder, noch schlimmer und nur erklärbar durch die Abgrenzungshaltung gegen-

2 Zuletzt: Gilbert K. Chesterton: *Umriss der Vernunft*, Berlin 2020: „Chesterton ist so lustig, dass man meinen könnte, er habe Gott erfunden.“ (Klappentext innen)

3 Ebenso Klaus Wagenbach: *Frank Kafka. Biographie einer Jugend 1883-1912*, Neuausgabe, Berlin 2006.

4 Paul Raabe benennt zwar Chesterton als einen Autor, dessen Werk im Hyperion-Verlag erscheint, sowie Franz Blei und dessen Verdienste um die französischsprachige Literatur; er benennt auch Kafkas besonderes Interesse an diesem Verlagshaus. Dass Franz Blei, immerhin ein Gesprächspartner Kafkas, Chestertons *Orthodoxy* ins Deutsche übersetzte und dadurch *in den engeren Blickwinkel Kafkas* manövrierte, fehlt in dessen Ausführungen (Paul Raabe: Franz Kafka und Franz Blei, in: Jürgen Born, Ludwig Dietz, Malcolm Pasley, Paul Raabe, Klaus Wagenbach: *Kafka-Symposium*, München 1969, 7-16).

über dem Erstherausgeber Max Brod, *ein Fall für die Theologen*. Dass der erste Biograph Kafkas, Klaus Wagenbach, als Verleger Chestertons Roman *Mann der Donnerstag war* in Taschenbuchform erneut auf den Markt bringt (Berlin 2002) und unverbunden und zusammenhangslos neben die *Kafka-Chronik* (1999⁵) und die *Strafkolonie* (1998⁶) stellt – die Bücher haben dasselbe Design und wissen doch nichts voneinander, in ihren Anhängen werden jeweils völlig andere Lektüren beworben –, darf als Kuriosum betrachtet werden: oder am Ende als ein Wissen höherer Art, weiß der Verlag mehr als sein Verleger? Der Chesterton-Übersetzer, Kafka-Förderer und -Freund Franz Blei wird trotz regen geistigen Austausches nicht auf den Briten befragt.

Bereits der zweifelsfreie Nachweis von Kierkegaards Schriften ist für die positivistische und nichttheologische Fraktion der Kafkaforschung – auch sie wie die Geisteswissenschaft selber in Blöcke zerfallen – ein Zuviel an Innerlichkeit: Das *bloße Faktum* Innerlichkeit kann, ja muss man widerwillig gelten lassen, nicht jedoch das Nachzeichnen von Nuancen und Feinheiten existenzphilosophischer Provenienz, auch wenn Kafka noch so viele Aphorismen dieser Art formuliert hätte. Im Gegenzug wollen die *textimmanenten* Deuter wenig von den Realitäten der Textentstehung wissen, vielleicht würde man eine ganz bestimmte harte Dosis an deutscher Geschichte nicht vertragen. Positivismus und Idealismus (und beide in allen möglichen Varianten, Spielarten und Übertreibungen) sind bis heute unversöhnliche und unversöhnte Pole einer Forschung, die mehr oder weniger offen ideologisiert und politisiert⁷ ist. Vielleicht legen sie Zeugnis ab dafür, dass man

5 Roger Hermes, Waltraud John, Hans-Gerd Koch, Anita Widera: *Franz Kafka. Eine Chronik*, Berlin 1999.

6 Franz Kafka: *In der Strafkolonie. Eine Geschichte aus dem Jahre 1914*, hgg.v. Klaus Wagenbach, Neuausgabe, Berlin 1998.

7 Klaus Wagenbach präsentiert in der FAS-Ausgabe vom 20. April 2008 dem wohlwollenden Journalisten Volker Weidermann (*Kafkas Welt in einem Kästchen. Er besitzt die größte Sammlung von Portraits und Reliquien des Schriftstellers: Ein Besuch bei Klaus Wagenbach*) einen Wetzstein, an dem die Vorfahren Kafkas ihre Messer geschliffen hätten und positioniert seine *empiristische* Forschungsmethode ganz *politisch* gegenüber der Gegenpartei: „Je brauner, desto werkimmanenter“. Diese

eben bereits als anthropologische Grundkonstitution entweder barock oder gotisch, dionysisch oder apollinisch, materialistisch oder platonisch veranlagt ist. Dasselbe gilt für nahezu alle Kafka-Textausgaben⁸, in denen man

forcierte Polarisierung der Kafkaforschung findet einen ihrer Höhepunkte darin, dass der von Wagenbach verantwortete Bildband (*Kafka. Bilder aus seinem Leben*, Neuausgabe Berlin 1989) primär einer über das Prag der Jahrhundertwende ist, der erst sekundär mit mageren Kafkadevotionalien nachlegt und das Judentum nur in äußerst minimalisierter Form einbringt – ganz zu schweigen von gewissen christlichen Aspekten, die man bei assimilierten Juden immer mitdenken muss. Immerhin wird die Parabel *Vor dem Gesetz* aus dem Roman *Der Prozess* in einem katholischen Dom von einem katholischen Geistlichen vorgetragen, d.h. der Zentraltext *im* Zentraltext. Dass Wagenbach stattdessen den *sozialkritischen* Aspekt in vielen Varianten (Abbildungen von zahlreichen Fabriken, Arbeiterdemonstrationen, wohlhabenden Bürgern u.ä.) illustriert und *weniger den historischen* – Kafka kannte sicher den Prager Dom von innen und ließ ihn in seinen Roman einfließen –, zeigt bedenkliche Verschiebungen an, die in einer eher unkritisch und fleißig werdenden Kafkaforschung immer weniger auf Gegenwehr stößt. Ein weiteres Beispiel (nur um eines zu nennen): In der *Beschreibung eines Kampfes* ist wörtlich die Rede von „Heiligenfiguren“, namentlich der heiligen Ludmilla der Prager Karlsbrücke. Das ist einer der wenigen *konkreten* Hinweise auf Prager Örtlichkeiten im *gesamten* Erzählwerk. Wagenbach bringt das Zitat nur halb, eine Photographie der Figur, die man heute noch sehen könnte, fehlt ebenso (*Kafkas Prag. Ein Reisetagebuch*, Berlin 1993, 88f). Dass Kafkas Grab ein „seltsamer Kultort“ mit „Votivgaben“ geworden (66) sei, darf als Selbstaussage eines antireligiös Voreingenommenen bewertet werden. – Der blinde Fleck der Positivisten ist und bleibt das stillschweigend vorausgesetzte und methodisch nicht begründete Auswahlkriterium: alles nur bitte keine Religion; ein riskantes Unterfangen bei einem Juden auf der quälerischen Sinn-, Gott- und Identitätssuche samt zionistischen Auswanderungsplänen (womit den einseitig religiösen Interpreten nicht das Wort geredet sei).

- 8 Die Kritische Ausgabe benennt einen ihrer Bände *Drucke zu Lebzeiten* (1994), obwohl nicht klar ist, ob der sterbende Kafka die Druckfahnen des *Hungerkünstler*-Bandes vor seinem Tod gänzlich gegenlesen konnte (vermutlich nicht). Der Band selber, obwohl in der Kritischen Ausgabe so eingeordnet, wurde sicher nicht „zu Lebzeiten“ gedruckt. Dasselbe gilt für die zwei Bände *Nachgelassene Schriften und Fragmente* (1992f) – bei Kafka ist fast alles Nachlass und dort fast alles fragmentarisch. Die *Romane in der Fassung der Handschrift* sind keine solchen, sondern aufgehübschte,

als überdeutliche und zuweilen aufdringliche Zweitstimme neben derjenigen Kafkas auch den Herausgeber mithört, der sich im Vorwort als neutral auszugeben sucht.

Nur in einem solchen Klima ist die ignorierte Chesterton-Rezeption Kafkas zu erklären. Die Biographen haben kein belastbares Primärmaterial in Tagebüchern, Briefen und auf Prager Dachböden entdeckt – obwohl es, ausgehend von Janouch, brauchbare Hinweise gibt, die man je nach Gewichtung mehr oder weniger in die Waagschale legen wird. Die Idealisten hielten und halten sich an Kierkegaard, der ihnen als Hintergrund für Kafkas Denke vollständig auszureichen scheint, hier sind alle dialektischen Experimente in nuce enthalten; zur Not konnte man mit Bubers Personalismus nachlegen. Ein Chesterton als weiterer Zeuge paradoxen und dialektischen Denkens scheint entbehrlich.

Hinzu kommt die vorgeblich phänotypische Differenz: Hier der dröhnende Katholik, dort der feinsinnige, platonisierende Jude, hier das Unmäßige, dort das Maß, hier der hemmungslos Veröffentlichende, dort der skrupulöse Perfektionist. Die Liste ließe sich fortsetzen, zu jedem Charakteristikum des einen passt in der Regel das Gegenteil auf den anderen. Das funktioniert jedoch nur bis zu einem ganz bestimmten Punkt: Beide sind als Zeitgenossen – auch wenn Chesterton fast zehn Jahre älter sein sollte – Kinder ihrer Zeit, eingeschmolzen in ihre Epoche, gefangen im Bannkreis der großen Ereignisse. Sprachskepsis und Sprachphilosophie, Anarchismus

geglättete und neu geordnete Varianten in der Tradition Max Brods, in der wirklichen Handschrift steht zuweilen etwas anderes. – Probleme gibt es auch bei der Historisch-Kritischen Edition: Dort wird das Romanfragment *Der Prozess* in *gebundenen* Einzelheften präsentiert, in denen zugleich zu lesen ist, dass Kafka die Hefte *auflöste* und zu Konvoluten neu anordnete. Am Ende legt es sich jeder Herausgeber in einem gewissen Rahmen so zurecht, wie es genehm erscheint. Die Erstausgabe von Max Brod (1925) erweist sich demgegenüber als nahezu puristisch und eindeutig: Der Nachlassverwalter bringt sich selbst offensiv und sichtbar als Redakteur ins Spiel und macht das, was jeder harte Lektor mit seinem Autor macht, wenn er ihn zu einer Fassung zwingt. Dies beruht auch auf einer zugestanden Autorität des Herausgebers – die beim treuen Freund, Förderer, Literaten und Nachlassverwalter (ein zu schwaches Wort für sein Tun) Max Brod fraglos gegeben ist.

und soziale Empathie, das Gefühl des Seins-zum-Tode bei gleichzeitigem Lebenswillen, Neoromantik und Phantastik – viele Merkmale der Zeit weisen beide als Zeitgenossen aus und je weiter die Zeit voranschreitet, desto mehr leuchten beide im Rückblick als Exemplare ihrer, also *einer* Epoche. Sie rücken zusammen – oder schienen sie nur unter einer ganz bestimmten, begrenzten historischen Perspektive getrennt?

Chesterton ist in Deutschland seit Jahrzehnten als Marke eines konservativen Katholizismus geprägt worden und wird, die Brown-Stories einmal ausgenommen, in dementsprechenden Verlagshäusern herausgebracht. Die Rezeptionsgeschichte läuft in relativ begrenzten Bahnen. Dass Enzensbergers „Andere Bibliothek“ nunmehr vier Bände, darunter auch die Übersetzung von *Heretics* und *Orthodoxy* beherbergt, ist wohl eher die Attitüde eines halbbekehrten Herausgebers von 1968 denn Überzeugungstat, man provoziert halt neuerdings von halbrechts statt von halblinks, richtig ernst gemeint ist dem Lächeln einer ganz bestimmten intellektuellen Ironie nichts, da sind sich Leute wie Sloterdijk oder Enzensberger einig. Dass die Übersetzung beider Bände an entscheidenden Punkten nicht überzeugt, ja text- und sinnwidrig arbeitet, fügt sich ins Bild: Man will im Zweifelsfall den eingängigen Text, irgendwelche knallenden Pointen und keine theologische Erhellung.

Das sind alles die Hypothesen der Forschung. Und doch muss an *beiden* Bildern korrigierend eingegriffen werden: Chesterton ist in seinem Denken, besonders im hier relevanten Frühwerk (aber auch in der mittleren Periode), nicht immer der katholische Ausbalanciere, sondern ein Dialektiker im Banne einer ganz bestimmten hegelianischen Schule (ironischerweise werben gerade die Katholiken mit dem Chesterton-Lob des Marxisten Ernst Bloch⁹, der es mit seinem Lob in einer Weise ernst meint, die es den Kulturkatholiken nicht lieb sein dürfte). Es finden sich bei ihm im Umkreis des Großen Krieges (aber nicht mehr im Spätwerk) tatsächlich Philosopheme, die von Päpsten mehr oder weniger ausdrücklich als Häresien bezeichnet wurden, auch weil sie zutiefst in einem ganz bestimmten radikalen Luthertum wurzeln; exemplarisch sei Chestertons Antirationa-

9 Matthias Marx: Kein unsterbliches Buch? Ein Beitrag zur Rezeption und Wirkungsgeschichte, in: *G.K. Chesterton: Der unsterbliche Mensch*, Bonn 2011, 285-317, hier: 299.

lismus genannt, der mit einem überzogen-einseitigen Glaubensbegriff verbunden ist. Von hier aus sind Denkbewegungen bis hin zu Kierkegaard problemlos nachweisbar. Nur auf dieser Basis kann er in den Bereich des philosophisch-theologischen Interesses von Kafka kommen, der seinerseits den Dänen intensiv und nachweislich rezipierte. Umgekehrt wird die Forschung Kafka nicht nur von seinen empirisch *restlos* belegbaren Einflüssen her bewerten können, deren Nachweis immer hinter der Realität zurückbleiben muss. Das Kafkabild jeder Epoche ist eben doch nur ein Bild. Darin gleicht sie, nur um ein prominentes Vergleichsbeispiel anzuführen, den Leben-Jesu-Rekonstruktoren, die je nach Methodenhärte gar nichts, wenig oder, vorsichtig balancierend, Plausibles zu Tage fördern. Methodische Unterstützung erhält dieses Ansinnen durch ein prominentes „Loch“ in Kafkas Bibliothek: Man weiß von Kafkas persönlich ausgeprägter Präferenz für Johann Peter Hebel (und seine Kalendergeschichten) nur über äußerst spärliche beiläufige Aussagen von Freunden, nicht jedoch über sein Schrifttum oder die Inventarliste seiner Bibliothek.¹⁰ Ohne diese verschwindend geringen Hinweise bliebe die Hebel-Rezeption ein Phantom.

Die Denkbewegung und, wenn man so sagen darf, Schreibart Chestertons und Kafkas sind, trotz Differenzierungen in der jeweiligen Ausprägung, diejenige einer Epoche, nämlich die im Umkreis des Großen Krieges. Das intellektuelle Fiebern der Vorkriegszeit, der Krieg selber und die Zwanziger Jahre bedeuten eine Rhythmisierung des europäischen, also konkret des Londoner und Prager Denkens. Nach dem Krieg wurde anders gedacht als vorher. So wird z.B. die Todesthematik neu verhandelt. Kafkas

¹⁰ „So erfahren wir beispielsweise erst durch den Rezitator Ludwig Hardt, wie sehr Kafka Johann Peter Hebel bewunderte.“ (Jürgen Born: Kafka als Leser, in: ders., *Kafkas Bibliothek. Ein beschreibendes Verzeichnis*, Neuauflage, ohne Ortsangabe, 2011, 225-237, hier: 225). Reiner Stach nennt an einer einzigen Stelle (in: *Kafka, Die frühen Jahre*) Kafkas persönliche Präferenz für Hebel, in *Kafka. Die Jahre der Erkenntnis* werden sie nur indirekt und zurückhaltend eingebracht. *In aller Deutlichkeit: Ohne den beiläufigen Hinweis von Max Brod wüsste heute niemand um Kafkas diesbezügliche Präferenz.* Inhaltlich wiegt das schwer. Es nötigt buchstäblich zu einer *Um-Sicht*, die auch *mehr* sichten muss. Dass man bis dato Chesterton nicht beachtete oder bloß in Erwägung zog, nötigt zu einer Neubestimmung.

Schloss aus den 1920er Jahren ist düsterer, träger und zäher als der Kampf des *Prozesses* (1914/15); Chestertons *Franz von Assisi* (1923) ist in vielen Aspekten ein Vorläufer existenzphilosophischen Denkens, Chesterton nennt ihn (tatsachenwidrig und unhistorisch) einen „Mann, der nicht sterben kann“; damit teilt er das Lebensgefühl von Martin Heideggers *Sein und Zeit*. Auch wenn für diesen späten Zeitpunkt keine Beeinflussung Kafkas durch Chesterton bzw. keine wie auch immer geartete Rezeption auszumachen ist – man wird sie auf die Vorkriegsjahre datieren müssen –, so ist die *Entsprechung* beider Denkwege von Interesse. Chesterton wird spätestens mit seinem Thomas-Buch 1933 diszipliniert jedes Dialektisieren und Paradoxieren¹¹ ablegen und alles konsequent der thomistischen Synthese unterordnen. Das Neuromantisch-Phantastische beider Autoren, ihre lunare Inszenierungsvorliebe, die träumerischen Sprünge in den Handlungen weisen sie ohnehin als Vertreter derselben Spezies aus, mit oder ohne ermittelnden Priester.

Es ist kurios: Im katholischen Raum gibt es seit Jahren eine Chesterton-Renaissance, die *das Paradoxe als das Katholische* ausweisen¹² will – in

11 Der Sammelband *Das Paradox. Eine Herausforderung des abendländischen Denkens* (hgg. v. Roland Hagenbüchle und Paul Geyer, Würzburg 2002) bringt eine Vielfalt an Aspekten und Autoren. Dass Chesterton auch hier fehlt (Kafka hingegen ist ein Beitrag gewidmet), scheint daran zu liegen, dass das Katholische bei ihm als Thomismus gedeutet wird. So hat Hugh Kenner seinerzeit mit *Paradox in Chesterton* (London 1948) gewisse Einseitigkeiten im Lichte klarerer Äußerungen gelesen und somit katholisierende Glättungen am Chesterton-Bild vorgenommen.

12 Exemplarisch hierfür die Veränderungen von Mosebachs *Häresie der Formlosigkeit* von der dritten Karolinger-Auflage (Wien 2003) zur „durchgesehenen Neuauflage“ im Hanser-Verlag (München 2007); hier wurden die Maximalgegensätze („Offenbarung durch Verhüllung“, 157) gestrichen, die auch einen Mosebach in die Nähe Kafkas bringen (vgl. Steffen Köhler: *Ein fahrender Scolast. Über Peter Sloterdijk*, Dettelbach 2020, 214, Fußnote 133). Das Heiligtum wird als anwesend-abwesend gedeutet, seine Verhüllung sei die eigentliche Offenbarung: Ist das nicht die Situation *Vor dem Gesetz*? Für den sich offensiv als Nichttheologen bezeichnenden Mosebach ist es theologisch selbstverständlich, dass der Zweite Tempel ein leeres Heiligtum enthielt, das zugleich massiv bewacht und mit einem Sakralkult umgeben wurde. Gerade in der Leere des Tempels, des Allerheiligsten bestünde die eigentliche Fülle,

einer überdeutlichen Vertauschung von thomanischem und hegelianischem Denken. Ihr Banner ist die *Orthodoxie*-Ausgabe mit dem Vorwort Martin Mosebachs, das Chesterton radikal in eine Nachfolge der Pius-Päpste stellt (die man im München bzw. Prag der Vorkriegszeit offenbar übersehen hat). Umgekehrt ist im Raum dieser *Réaction* Kafka mit *seiner* Denkart kein Gast von Bedeutung, man zitiert die lobenden Worte Kafkas über Chesterton eher inklusivistisch, als käme der zweifelnde Jude nicht ohne den wissenden Katholiken aus. Es ist dort zudem eine intellektuelle Attitude, mit höchstem spekulativem Risiko den Bereich von Metapher, Eleganz und zweideutigem Philosophem zu einer Nebelzone auszubauen, die am Ende nichts als die große Antithese zu einer Moderne wäre; ohne Letztgenannte kommt man dann freilich doch nicht mehr aus. Im Zweifelsfall beruft man sich auf die Genialität von katholisierenden Schriftstellern, die man nicht schulbuchartig behandeln dürfe, Nachfragen erübrigen sich angesichts solcher Überhöhungen. Diese Strategie der Selbstimmunisierung (und gleichzeitig: „Katholisierung“) wilder Gedanken ist die Rückseite des Einfrierens der katholischen Lehre in weiten Teilen der katholischen Tradition, und damit eine Dialektik von überzogener Tradition selber, die um sich nicht mehr weiß. Allein die sekundäre Begrifflichkeit des „Reaktionären“ weist in diese Richtung. Es ist kein Zufall, dass die linkskatholische Würzburger Rahnerschule um Elmar Klinger die einzige theologische Doktorarbeit über Chesterton¹³ hervorbrachte; diese ist zugleich eine Eloge auf den Engländer. Das identische Lob von gegensätzlichen Seiten scheint den Schluss nahelegen, dass für die Progressisten das Natürliche das Übernatürliche, für die Traditionalisten hingegen das Übernatürliche das Natürliche ist; dass für diese das Wunder natürlich und für jene das Natürliche wunderbar ist. Chesterton lässt beide Positionen zu, hegelianisch identifiziert er beide miteinander. Dasselbe Phänomen zeichnet sich bei Kafka ab: Dort

nur der Spielverderber wollte hinein. Für Kafka ist der Tempel (das Gesetz; das Schloss usw.) auch leer, zumindest in seiner Unzugänglichkeit verdächtig; er wird diese Dialektik nicht ins Positive kippen lassen.

13 Matthias Wörther: *G.K.Chesterton – Das unterhaltsame Dogma*. Frankfurt / Main 1984.

wird das Allgemeine seiner Texte zur Projektionsfläche linker wie rechter, sozialkritischer wie textimmanenter Deuter.

Neben dieser Chesterton-Renaissance scheint sich Kafka nicht nur als Mann der Stunde sondern als derjenige einer ganzen Epoche zu etablieren, er gilt als unweigerlich größer; hier gibt es auf der ästhetischen Ebene (vgl. Chestertons Roman im Wagenbach-Verlag) eher Annäherungen, Chestertons essayistischen Äußerungen wird man im Kafka-Lager nur bedingt mittragen. Dabei ist Unterschied zwischen beiden Denkern im Umkreis des Großen Krieges nur marginal. Gerade die synoptische Lektüre von Kafkas Aphorismen der Zürauer Zeit (die man wohl etwas zu einseitig alleine dem Einfluss Kierkegaards zuschreibt) und Chestertons pointierter Sentenzen bringt auf weiten Strecken eine Einmütigkeit an den Tag, die in beiden Lagern, nämlich dem des Londoner Anglikaners wie des Prager Juden, auf wenige Gegenliebe stoßen dürfte.

Am Ende ist es der Druck, mit dem zwei mehr oder weniger verzweifelte (oder von Verzweiflung berührte) Menschen durch die Abgründe ihrer Zeit in die Religion drängen, in der sie mehr oder weniger ankommen, intellektuell wie persönlich. Kafkas Hebräischstudien sind, trotz seiner persönlichen Unfähigkeit, an einen persönlichen Gott zu glauben zu können, in ihrer Motivation zutiefst jüdisch, auch im religiösen Sinne. Es ist eine jüdisch-religiöse Zerrissenheit, an Gott glauben zu wollen, ja wollen zu wollen und es nicht zu können; das ist tatsächlich schon ein *religiöser* Akt. –

Vorliegende Studie besteht aus zwei selbständigen Teilen. In einem ersten Schritt wird Chesterton anhand des englischen Originals umrissen und mit Kafka punktuell ergänzt. Es geht, durchaus recht großzügig, um *systematische Entsprechungen*. Chestertons unscharfen Ränder werden fokussiert, die zuweilen bis in die Mitte ausstrahlen. Es geht dort nicht um Inhaltsangaben, sondern um exemplarische Bauteile. Nach Abklopfen des barocken Stücks werden moderne Träger sichtbar. Hinter einem analogisierenden Denken blitzen Versatzstücke auf, die in eine andere Richtung weisen. Es gilt sie zu systematisieren und ihren Gehalt zu ergünden. Wenn Kafka Chesterton gegenüber positiv eingestellt ist, dann hat dies Sachgründe

grundsätzlicher Entsprechung. Blickwinkel überschneiden sich, ohne dass man etwas vom anderen übernommen haben müsste.

In einem zweiten Schritt wird Kafka im Lichte Chestertons, also sehr *spezifisch* gelesen und neu verhandelt. Chestertons Texte als Hintergrund rücken dann Proportionen zurecht und erzeugen sanfte Verschiebungen. Skizziert wird der mögliche *Einfluss* des Engländers. Man wird gewisse Dinge nicht mehr ohne weiteres auf die Prager Zustände abwälzen können, sondern sich anderweitig orientieren müssen. Der Begriff „Orthodoxie“ und seine anglikanisch-katholische Ausprägung hat in jüdischen Ohren auch einen Klang, besonders wenn der, der ihn vernimmt, in der Phase religiöser Neubesinnung steht: Kafkas *zweite* Phase der Rezeption des Judentums nach seiner primären Sozialisierung in einem liberaljüdischen, assimilierten Elternhaus begann etwa 1911. Das wird ja immer vergessen: Dass mit Kafkas Bar-Mizwah schon *ein Grundstock vorhanden* ist, auch wenn Kafka diesen – man kalkuliere die „juristischen Kniffe“ des *Briefes an den Vater* mit ein – selber geringschätzt. Die Kafka-Forschung hat allzu breitwillig Kafkas Primärsozialisierung im Judentum¹⁴ übersehen bzw. mit Kafkas Augen gesehen; dabei ist die bloße Tatsache der Beschneidung (auch der Säuglingsbeschneidung) sowie des Vortrags eines hebräischen Textes bei der Bar Mizwah sowie der jahrelange jüdische Religionsunterricht in seiner Tiefen- und Breitenwirkung nicht zu unterschätzen. Das objektiv vorhandene passive Wissen, die im Bildergedächtnis tief gespeicherte Bibelwelt des Pentateuch und der Klang hebräischer Laute als selbstverständlicher Bezugsrahmen bilden einen Kosmos, wie es – ein paralleles Beispiel aus dem Christentum – für die lateinische Liturgie des Katholizismus in derselben ersten Jahrhunderthälfte noch zutrifft. Jeder Bauer, der von Kindesbeinen an die Messe besuchte, konnte lateinische Brocken sprechen und singen. Sprachlicher Surrealismus des Halbverstandenen, anziehende und zugleich abstoßende Einförmigkeit des Ritus sowie der Zwangschau-

14 Im Kafka-Handbuch (hgg.v. Bettina v. Jagow u.a., Göttingen 2008) findet sich tatsächlich ein Artikel mit dem Titel „Kafka und das Judentum“ (das „und“ ist bereits Programm), der Kafkas Primärsozialisierung von 1883-1911 ausspart. Der Artikel hätte lauten müssen: „Kafka der Jude“ oder: „Das Judentum Kafkas“ oder: „Das Jüdische bei Kafka“ oder: „Der jüdische Kafka“ usw.

rakter der Teilnahme erzeugen eine Parallelwelt, die auf den Alltag einzuwirken vermag – und wenn auch nur als eine negative Markierung. Das alles schwingt mit bei der bloßen Nennung des Zauberwortes Orthodoxie.

Vorliegende Studie hat somit eine doppelte Stoßrichtung: Sie ist *historisch* und zugleich *systematisch*, d.h. indem sie historisch arbeitet, liefert sie systematische Erträge, d.h. einen neuen qualitativen Aspekt. Und: Indem sie Qualitäten analysiert, stellt sie die Frage nach dem historischen Herkommen. Das ist ja die Crux der Kafka-Forschung, dass die einen von den anderen nichts wissen (wollen). Der historische Nachweis einer Chesterton-Lektüre Kafkas betrifft die reine Biographie, das Musealisierbare seiner Existenz, die Frage nach Bücherliste und Buchedition, nach Fraktur und Latein, nach Lederbindung und Fadenheftung. Historische Rekonstruktionen beinhalten immer einen auch aufdringlichen Konkretismus – der zugleich ihren Charme ausmacht. Das Wie-war-es wird durch Faktenhärte beantwortet. Zugleich wird ein hermeneutischer Rahmen erweitert bzw. verengt und präzisiert: Wenn Chesterton tatsächlich der Mann ist, für den er in dieser Studie gehalten wird, dann ist der spezifisch kafkasche Zuschnitt des Paradoxes nicht nur vom dänischen Protestanten, sondern vom katholischen Engländer her zu verstehen. Das ist ja das Dilemma der Positivisten: Dass sie Empirisches gelten lassen wollen – ohne systematischen Mehrwert. Die Tatsache, dass Wagenbach in seinem Kafka-Bildband den Messer-Wetzstein von Kafkas Großvater exakt so abbildete, dass *die hebräische Inschrift genau falsch herum* zu sehen ist, macht den Wetzstein zum Grenzstein der Fraktionen: Der systematische Ertrag bleibt aus. Wer *koscher* falsch herum abbildet, liest *schmar* (aus *Ein Brudermord*) erst recht falsch. Wer als Kafka-Spitzenforscher nur ein bisschen Hebräisch *können wollte* (was beim dilettierenden Hebraisten Kafka naheliegt), wäre seelisch nicht in der Lage, eine solche Inschrift verkehrt herum zu präsentieren, zumal der Begriff der „Reinheit“ zentral für Kafka ist. Auch wären Kenntnisse von religiösen Symbolen nicht fehl am Platze, zumal solche aus Kafkas Erzähltexten.

So ergeben sich neue Lesarten konkreter Symbole; von Chesterton her gesehen (wenn man ihn als Schablone akzeptiert) sind z.B. die Blechbläser am Ende des *Verschollenen* Verwandte einer ironisierten Heilsarmee aus *He-*

retics. Kafka mit Chesterton zu lesen bedeutet diesen methodisch in jenen zu projizieren, um ihn in einem zweiten Schritt zu extrahieren. Beide sind nicht identisch, bei der Frage nach Einflüssen wird man nicht vorschnell mit Identitäten antworten dürfen.

Franz Blei ist als ästhetisierender Katholik und Literaturvermittler¹⁵ der rechte Mann, einen ganz bestimmten Blickwinkel auf ein englisches Buch freizugeben, das ohnehin keine Orthodoxie im Wortsinne darstellt (wie auch das über die „Häretiker“ kein wirkliches über eben solche ist). Es ist eher ein fundamentaltheologisch-apologetisches Experiment kreativer Ausprägung, das sich Luft verschafft. Allgemeine Philosopheme werden argumentativ und wortgewaltig dargelegt und im Zweifelsfall (also fast immer) mit Pointen gespickt. Chestertons Schwäche, seine Zuhörer weniger zum Glauben zu bringen denn zum Lachen, lässt Raum für eine spezifisch jüdische Hermeneutik. Kafka wird sie liefern und die Welt ignoriert sie märchenhafte hundert Jahre lang.

Franz Blei, der in der vorliegenden Studie als Bindeglied zu Chesterton verstanden wird, tritt dadurch in eine gewisse implizite Konkurrenz¹⁶ zu den Kafka-Freunden Georg Langer und Isaak Löwy, die Kafka mit po-

15 Vgl. Dietrich Harth (Hg.): *Franz Blei. Mittler der Literaturen*, Hamburg 1997. Auch in diesem Sammelband wird der Blick auf die Vermittlung des Französischsprachlichen gerichtet, so dass der angelsächsische Bereich vernachlässigt wird. Chesterton und Kafka werden immer wieder nur gestreift.

16 Karl Erich Götzinger (*Kafka und die Kabbala. Das Jüdische im Werk und Denken von Franz Kafka*, 5. Auflage, Frankfurt / Main 2014) liefert eine Fülle von Material für eine jüdische Deutung, das im Einzelfall hilfreich ist, jedoch von einem problematischen Konkurrenzdenken zum Christentum geprägt ist. Es steht damit im Fahrwasser einer Hermeneutik der Abgrenzung, die noch keine Synthese von hoher Warte aus bilden will. Ein Beispiel: Götzinger betont den Zusammenhang von jüdischem Festkalender und thematischen Entsprechungen im Werke Kafkas; das ließe sich auch anhand des christlichen Jahresablaufes durchführen, wenn etwa Kafka kurz vor dem Festtag Mariä Himmelfahrt (15. August 1914, ein Feiertag in Prag) das Himmelfahrtskommando des *Prozesses* (namentlich das Kapitel „Ende“) formuliert – mit einer marianischen Figur am Ende? Vielleicht sind im Juden- wie Christentum nicht selten passende liturgische Bezugspunkte greifbar, wo es immer irgendetwas um Schuld und Erlösung, Sünde und Gnade geht.

pulärjüdischem bzw. jiddischem Gedankengut bzw. Kultur in Berührung brachten. Beim Auftauchen von bestimmten theologischen Topoi stellt sich tatsächlich die Frage, ob eher die jüdische oder die christliche Tradition gemeint ist. Zugleich wird man dies relativieren können durch den Hinweis auf den tiefen Zusammenhang und die Dialektik von Jüdischem und Christlichem: Auf der einen Seite sind die Ursprünge identisch, so dass man im Christlichen immer das Jüdische mit sehen muss (und umgekehrt), auf der anderen gibt es wechselseitige Rezeptionsprozesse. So ist die Grenze einer Gesetzestheologie sowohl talmudisch wie paulinisch zu erörtern und trotz verschiedener Akzentsetzungen bleibt der Bezugspunkt das mosaische Gesetz. Die Neudeutungen Kafkas, die Mischung aus juristischer Überpräzision und fast schon sophistischer Gedankenverwischung bringt das Jüdische bzw. Christliche sowieso in einen neuen Zusammenhang, in welchem die Verschiebungen das Original nur umrisshaft erkennen lassen. Jede Retterfigur (gr. *soter*, lat. *redemptor*) kann dann letztlich von beiden Testamenten her gelesen werden; dies ist eine Hermeneutik, die im Christentum ohnehin vorherrscht, das Weglassen des Alten Bundes war mit der Ablehnung Marcions durch die Kirche sowieso aus der Welt.

Zur Durchführung von Vergleichen wird man sich verschiedener Zugriffe bedienen müssen. Auffällig bei Literaten sind zunächst Wort- und Satzgleichheiten. Dort wo Texte und Textteile identisch sind, ist ein erstes Interesse der vergleichenden Forschung geweckt. Diese Überschneidungen müssen jedoch qualifiziert werden: Inwiefern sind sie eine Besonderheit? Sind sie bereits lexikalische Seltenheiten, also Worte oder Sätze, die an sich kaum vorkommen? Dann wird man ein Augenmerk darauf haben müssen, zumal wenn zentrale Dinge, Aspekte oder Motive benannt werden, kuriose Aussprüche getätigt oder für den Erzählfortgang Wesentliches mitgeteilt wird.

Diese Sätze stehen jedoch in Kontexten. So finden sich bei Chesterton Passagen, in denen regelrechte „Zitathäufungen“ auszumachen sind, als habe sich Kafka dieser Passage bedient, als sei sie ihm im Ohr geblieben, um an verschiedenen Stellen seines Werkes einzufließen. Solche Ballungen als Ausgangspunkt sind nicht zu unterschätzen, selbst wenn sie Heterogenes zusammenbringen: Was bei Chesterton als bloßes Zusammensein

vorkommt, wird bei Kafka zu einem In-, Aus- und Aufeinander, so dass Schichtungen und Tiefen sichtbar werden.

Von besonderer Bedeutung ist jedoch die Stellung eines Satzes oder Motivs im dramatischen Aufbau des Erzähltextes selber: Wird ein Höhe- oder Wendepunkt markiert? Injiziert ein Wort oder eine Sentenz neue Handlungsenergien? Werden neue Perspektiven eröffnet? Damit ist zugleich die Strukturfrage gestellt: Gibt es Handlungsanalogien, Parallelen in der Dramatik, an deren Zentren identische Motive Verwendung finden? Das wirft Fragen nach Allgemein- und Besonderheiten auf, nämlich z.B. nach der von Eingangs- und Schlusspassagen von Romanen überhaupt: Was ist spezifisch für die hier analysierten Dichter und wo bewegen sie sich (noch) im Bereich gängiger Strukturen?

Zuletzt ist die reine Menge der Textverwertung von Interesse, d.h. wieviel eines primären Textträgers, also einer Ganzschrift, wurde weiterverarbeitet? Welche Passagen wurden bevorzugt? Ergibt sich eine regelrecht symmetrische Rezeption, die kapitelweise vorgeht?

Dieser Fragehorizont wird in der vorliegenden Studie auch okkasionell ausgeschritten. Einem gewissen *auch assoziativen* Verfahren wird gelegentlich der Vorzug gegeben. Ein Grund liegt in dem abschreckenden Beispiel eines *Hyperrationalismus* in Teilen der jüngeren Kafkaforschung, besonders der sog. „Kritischen Ausgabe“, die, obwohl um die methodischen Mängel wissend, das Verfahren auf die Spitze treibt. Es entsteht so ein Nebeneinander (z.B. von Text- und Apparatband), wo ein Ineinander geliefert werden müsste, als würde eine Karte eines Planeten ohne Rücksicht auf Verluste in Form eines Rechtecks präsentiert. Das kann man so machen – man unterließe es wohl besser.